

Um Tor zur Warschauer Judenstadt

Von Hans Simmetmann, Warschau.

Dag. Warschau, 4. Februar.

Es war eine schaue Gruppe, die vor dem Diensthause der Polizeibereitschaft die Straßengassen besetzte, die uns in die Warschauer Judenstadt mit ihnen mehr als 800 000 Jüden brachten. Von deutscher Seite der Beauftragte für die Belebung des jüdischen Wirtschaftslebens in der Judenstadt und ein zumeistiger Oberstabsarzt der Ordnungspolizei, dazu ein Vertreter des Warschauer Oberbürgermeisters, ein alter Jude weitaus älter als am Arm die weiße Judenbinde und der Kommandant des jüdischen Ordnungsdienstes mit blauer Schirmmütze und drei Sternen am Unterkäppchen.

Im Einfahrtstor zur Judenstadt ließ der deutsche Offizier halten. Deutsche und polnische Polizisten, die dort eine Kette bildeten, hatten eben alle Hände voll zu tun, um ein Gewirr von Menschen, das zur Zeit des Arbeitsamtes aus dem Judenviertel heraus- und hineinzudringen suchte, in Ordnung zu bringen.

Ein protestantisches Bild hat sich vor uns auf: Von Schmuckkästen, fellbesetzten Gefallen tragen aus unergründlichen Taschen den geschnittenen Bärtlern, ohne den niemand das Tor durchschreiten darf, armste Kinder, die eine Schule, die noch im Bereich der Judenstadt verblieben ist, besuchen, brüderlich scheinen in kleinen Klubeln durch die Spalte von zweitem Stockwerk ihren Ausweis mit dicken Passepartouts beladenen Frauen, das abgelegte Gesicht aufdringlich mit Wunder- und Biberschwanz auf Stapse verziert. Ihnen gilt die besondere Aufmerksamkeit der Polizei. Sie sind es vor allem, die unter allen Judenstädtlern, meist familiarer Art, Bärtleinchen erscheinen. Sie versuchen Lebensmittel in die Judenstadt zu schmuggeln, um sie dort gegen Waren aus dem immer noch verschwundenen Markttagenmarkt der Jüden zu verkaufen. Keiner gleich zu handeln, gegen den die deutsche Polizei einen erstaunlichen Kampf zu führen hat.

Wir haben zunächst nicht viel Zeit, und mit diesen trüben Eindrücken, unter denen natürlich auch Männer, selbst abgerichtete Männer zu finden sind, näher zu beschäftigen, denn eben jetzt der erste Wagen einer Postagenturkolonne vor dem Tor an. Von den Gebrüderchen Neher in Lübben geküßte, verformte, finstere Gestalten: es sind jüdische Kriegsgefangene, die geschlossen in Industriebetrieben außerhalb der Judenstadt eingefestigt und obends wieder zurückbefördert werden. Der Anger eines Wagens, ein jüdischer Ordnungsmann, hant, sonst es gehen will, die Hände vor dem deutschen Offizier zusammen, aber es gelingt ihm nicht, seine Leute in Dreiergruppen unterzubringen, um ein Abseilen zu ermöglichen. Erst als politische Polizisten schwipzend dahinlaufen fahren, rüden sich die nüchternen Kerle, in deren Gesicht man vergebend nach einem Zug persönlichen Gepräges forscht, etwas zurück, möglichlich die kommenden Geburtstage, die ihnen an Windhäuser über die Schulter hängen, an sich preisend. In diesen Beutekästen tragen sie die Männer als Bahnmantel ausgezäubteten Lebensmittelrationen nach Hause, aber auch — 100 gegen 1 zu wetten — allerlei Schnapsgut, das sie niemand weiß wie, mit dem eingeschlossenen Bahnmantel ihrer Masse, trotz aller Überwachung immer wieder zu erlangen wissen.

Männer haben sie Mild, die nur Polizisten haben, in dem Gedanken keine Zeit, Mann für Mann zu durchsuchen. Schon können sich heranziehende Trambahnen, die mit verschütteten Türen ohne angeholtene die Judenstadt durchqueren. Käfigwagen der Wehrmacht hüpfen ungestüm, Panzerketten krallen sich aus ihren bilden Bergmänteln heraus an. „Los, los!“ kommandiert der Polizeioffizier und wie ein Zug aus der Unterwelt best summ die Judenkolonne weiter. Diesen Augenblick bemerkten Dutzende von Kindern, die mit den aufgestellten Taschen und Säcken schon Kundenstand laufen durften und, hundertmal vertreten, ebenso oft wiederzufinden, sich blauäugig in die wimmelnde Kolonne zu drängen und schon sind sie drin hinter dem abschließenden Breitensaum, der rings um die Ju-

denstadt jeden Verkehr unterbinden soll. Morgen werden sie auf irgend einem Weg zurückkehren.

Ein von ihnen ein Kerlchen von sieben oder acht Jahren erwischte der Griff eines Polizisten. Wir können uns eines Bärtchens nicht erwerben, als er da vor uns steht mit einem Lungenstein von Mantel angetan, der fast den Boden berührt, in dessen Hinter er wohl 40 Pfund oder mehr Möhren verstaut hat, so daß der Mantel schwung und seit nach allen Seiten vom Körper abhebt. Der Kleine sagt nichts, aber aus den Schwatzzustufen seines Gesichtes ließen zwei anglistische Augen, die um die Wiederholungen bogen, die er zu erlösen erhoffte. Die Komit dieser Bildes und die Weringwertigkeit der Ware retten und auf das laufende barische „Hau ab!“ eines Polizisten wandelt er eilig mit gespreizten Mantelschößen davon.

Das Seelen einer Frauensonne lenkt uns ab. Gestraußt sich eine widerlige, stark verwitterte Halbweltkugel gegen die Untersuchung ihres plakativen Kofers. Als gar der Polizistmann prächtige unverarbeitete Hersteller aus dem Guß des Kofers zieht, verlegt sie sich auf mindestens Blitzen. Umsonst, die Kärenausfuhr aus der Judenstadt ohne Bescheinigung der Wirtschaftsstelle ist verboten, die Kelle verfallen der Beschlagnahme. Ein hier alltäglicher Vorfall, aber wert, festgehalten zu werden, weil er Gelegenheit gab, zu einem tiefen Bild in die Verantwortlichkeit jüdischen Denkens. Der anwesende Vertreter des Judenrates, der gleichzeitig aufgetreten hatte, wendet sich vertraulich grinsend zu dem deutschen Polizistmann: „Nu, Herr Oberstabsarzt, werden Sie haben ein schönes Vespermahl“. Es füllt diesem Produkt talmodistischer Erziehung gar nicht auf, daß er dem deutschen Offizier die schlimmste Beleidigung ins Gesicht sagt, indem er ihm unterstellt, er wolle die amtliche Beschlagnahmen Kelle für sie persönlich verwenden. Aber das ist der Jude, der ewige Jude!“

Die verrufene Kolonie

Der hoffnungslosen Verb. Billingsdon erklärte förmlich in Südamerika, England sei „der einzige Paladin der christlichen Zivilisation“. Die Geschichte Australiens bildet einen Beitrag zu dem englischen Pharisäismus, wie er überzeugender nicht gedacht werden kann. Da der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts galt Australien in verschrecklichen Kreisen Englands für ein Paradies; man drohte Strafbare Handlungen, um in die ferne Kolonie verschickt zu werden, wo man als Sträßling ein Leben in Saus und Braus führen konnte. Bildeten doch die Sträßlinge die Majorität der Bevölkerung, so daß die freien Ansiedler unter der verbrecherischen Meute schwer zu leben hatten.

Australien — das Verbrecherparadies

Die Strafverbildung war eine sehr unglaubliche. Sträßlinge aus besseren Ständen, Angehörige, die ihre Prinzipale geplündert hatten, Schwerverbrecher, die jahrelang das Publikum ausbeuteten, insbesondere elegante Schurken jeder Art, verbühlten in der Regel nur eine kurze Strafzeit; sie wurden bei den Kolonialbehörden beschäftigt, erhielten andere gute Stellen und bejubelten sich bald auf dem Wege zum Wohlstand. Vorläufige Strafhaftung und bedingte Begnadigung nutzten durch Bestechung erwirkt. Einige Sträßlinge betrieben Raubüberfälle, während andere Sträßlinge aus der Abenteuerklasse als Buschlepper, Postfischern, Bantens, Warenhäusern und Privatwohnungen an hellen Tagen plünderten. Raub und Röhrn nahmen kein Ende, dem folgten in England entflochene Personen, die in Sydney den Dandy. Sträßlinge sahen auf den Geschorenenbänken, die Spielhölen und verunsicherten Häuser standen Tag und Nacht offen und talentierte Schurken verbarberten die Presse.

Sträßlingstanten

Emmett/gerissen Dillon, der durch einstuhrende Freunde im Rückenlande den Galgen entronnen war und in der Kolonie mit Goldminen einsteuerte, wurde gefangen; in Sydney frei zu leben; er wurde bestimmt und verachtete mit hochgestellten Verhältnissen. Ein Sträßling namens Watt, ein Schreiber aus einer schottischen Anwaltskanzlei, der nach London flüchtete, dort neue Beträgerien beging und zu 14jähriger Deportation verurteilt wurde, erhielt bei der Ankunft in Sydney sofort einen Beamtenposten und wurde später der Redaktion einer von einem Sträßling geleisteten Zeitung zugewiesen. Watt wurde bald der Schredder der Kolonie, er veranschloß die Absezung eines Polizeirichters und erklärte offen, er regiere die Kolonie. Die freie Bevölkerung rief vergeblich alle Behörden an. Schließlich gelang es, ein Strafgericht gegen ihn einzuleiten; es wurde bald wieder freigesprochen, weil wegen seiner Beziehungen zum Gouverneur eine Verurteilung aussichtslos erschien. Ein wegen Testamentsfälschung deportierter Anwaltsschreiber war einer der beschäftigtesten Anwälte in Sydney.

Armer Joko!

Prügelstrafen und Todesurteile schreckten nicht ab. Am Schluss einer Gerichtssession im Jahre 1885 richtete ein Kolonialrichter folgende Worte an die Geschworenen: „Die Haupttätigkeit unserer Kolonie besteht in dem Begehen von Verbrechen. Ihre Ursache ist der gängige Mangel aller religiösen Grundsätze. Sträßlinge verbringen mit Erlaubnis ihrer Arbeitgeber die Sonntage in Trunkenheit und Unstiftlichkeit. Bewohnte Sträßlinge rauben an Sonntagen auf den unerhörten Hauptstadt-Jährlingen Strafen. Die Ausseher lassen die ihrer Obhut anvertrauten Sträßlinge nachts frei umherlaufen. Unsere Dienstleister erzielten Sträßlinge Schankkonkurrenz. Da diesen Rummelkabinen findet die Verbrecherheit ihr Heim, das Verbrechen seine Schule. Im Hinblick auf die uns umgebende Unmaße von Verbrechern dürfen wir uns nicht wundern, daß die Kolonie in Erfolg gekommen ist.“

Ein Neger, der nach jahrelanger treuer Dienstzeit mit seinem Herrn in Sydney eintrat, bestohlt dieben nach kurzer Zeit und erklärte auf die Frage des Richters, ob er Zeugnisse gegeben habe: „Nein, Wohl! Armer Joko hat jetzt keinen Charakter. Als Joko in Sydney eintrat, war er sehr guter Mensch. Joko ist jetzt Schurke. In Sydney alle Schurken. Mäßig Richter mögt auch Schurke.“

Mit dem „Damen Schiff“ nach Sydney

Die Mühwirtschaft erfreute sich auch auf die weiblichen Sträßlinge. Mit dem Augenblick der Einwanderung in England waren sie Sträßlinge nur dem Namen nach. Wochten sie arme Dienstmädchen gewesen sein oder als notorische halbweldiame in reicher Welteliebung an Bord kamen, während der Seezeit wurden sie keinen Beschrankungen unterworfen. Sie standen nur unter Aufsicht des Schiffszuges, der sie während der ganzen Reise im Lazaret behandelte, aber als Krankenpflegerin verwendet konnte. Sträßlingskleidung legte die halbweldiame nicht an, aber sie kam mit zahlreichen, wohlgefälligen Kostern an Bord.

Bei Ankunft eines „Damen Schiffes“ in Sydney war die ganze Stadt anmelde. Bereits auf der Landungsbrücke empfingen diese weiblichen Wesen Herren- und andere Anträge. Das „Damenheim“ stand unter der Leitung einer Frau Gordon, die von zwei hübschen Töchtern zweitältester Rücksicht unterstützt wurde. Da Frau Gordon ihre „Söhne“ nur behandelte und keine Arbeit verlangte, verblieben zahlreiche Unbekannte im Heim und warteten ihre Chancen ab. Im Heim geborene Kinder wurden nach dem Gouverneur getauft. Einem Landmann, der um Zuwendung einer haushälterin gebeten hatte, wurde eine frühere halbweldiame zugeordnet, die mit einem besonderen Gesäßwagen eintrat. Schließlich wurde von der Regierung in London eine Kommission nach Sydney gesandt, die die Verhältnisse in der Kolonie näher untersuchen sollte. An der Spitze der Kommission stand ein früherer Weinhandler, der alles „in bester Ordnung“ fand und darauf zum Erzähler von Neusüdwales mit einem Jahresgehalt von 20 000 Pfund Sterling ernannt wurde. G. B.

Gebuh, du ungeheures Wort!
Wer dich erlebt, wer dich begreift,
Erlebt hinsicht, befreit hinsicht,
Wie Gottheit schafft, wie Gottheit reist.
Christ-Morgenthan.

Iris wird verheiratet
ROMAN VON GERT ROTHEBECK

URHEBER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU
(1. Auflage 1938) (Nicht mehr verbreitet.)

Unter August zog der Kopf ein, gerade als hätte er etwas darunter befürchtet.

Nach einer Weile fragte er:
„Wie? Wirklich? Und der Henner Tettenthal?“
„Wie importiert er nicht!“
„Schade!“

„Aus euren Plänen wird also nichts, lieber Unter August“, lachte Iris.

„Plänen? Wieso denn Pläne?“ flammte Unter August schuld bewußt.

„Och, ich bin genau unterrichtet, habe aber meinen Sohn an der Sache gehabt. Ich weiß doch, weshalb der Henner Tettenthal sich so oft mit seiner Mama hier leben läßt. Warum sollen sie auch nicht kommen? Wäre ein fetter Bissen, die beiden Güter Hoym und Wildenhausen, nicht wahr?“

„Die Tettenthalen haben selber genug, mein Kind.“

„Sie hatten es mal. Aber jetzt ist das Vermögen längst verbißt!“

„Sag mal, Kindel, machst du die einen Spass mit mir altem Gelellen?“

„Nicht im mindesten, Unter August. Der Gerstler hat mir alles Wissenswerte anvertraut. Der kennt sich aus und weiß unter anderem, daß die Gläubiger der Tettenthalen alle damit bestroßt werden, daß die beiden — wie gesagt — fetten Bissen Hoym und Wildenhausen bemüht in den Besitz der Tettenthalen kommen.“

Der alte Herr nahm die Milch ab. Teufel noch eins, diese unerwartete Eröffnung brachte ihm ein. Sollte etwas Wahres daran sein? Seine Ohren glühten vor Aufregung und Empörung.

„Wo ist das also? Im Ernst, so?“

„Ja, so ist das nun mal. Seiner Art, der Henner, nicht Statt als Mann von Gerechtigkeit zu handeln und den verkrachten Karren selbst wieder aus dem Dreck zu ziehen, geht er einfach auf die Brustschalen. Leichter kommt er ja auf diese Weise wieder hoch, das stimmt — aber ich hätte vor solch einem Manne keinen Hundekopf. Und einen solchen Charakter betraten? Ich danke!“

„Wenn es sich tatsächlich so verhält, dann hast du ganz recht, mein Kindel.“

Die Sache war damit erledigt. Wenigstens zwischen Unter August und Iris war sie es. Unter August aber nahm sie sofort

vor Henner Tettenthal zu einer Unterredung zu bitten, die es in sich haben sollte. Es verdreht den alten Herrn mächtig, daß man ihn arglistig hatte täuschen wollen. Schließlich hatte er ja allerhand Verantwortung gegenüber seiner Tochter zu tragen, wenn er ihr so dränglich zu einer Verehelichung mit Henner Tettenthal riet. Da aber mußten wenigstens klare Verhältnisse herrschen. Nicht daß er falsche Schlüsse daraus zog, wenn jemand infolge von Wissensfehlern oder sonstigen Unglücksfällen und Widrigkeiten wirtschaftlich in Schwierigkeiten geriet — aber dann war um so mehr Eifersucht am Platze. Denn eben nicht die Verhältnisse, sondern der Mensch war für ihn in erster Linie maßgebend. Dieser Vertrauensbruch jedoch, ja mehr noch, dieser arglistige Betrug kennzeichnete hinreichend den Mann, von dem er so große Stücke gehalten. Hatten die Tettenthalen nicht bis in die letzten Tage noch alles darangesetzt, um als sehr wohlhabende, völlig unabhängige und in jeder Hinsicht gesuchte Leute zu erscheinen? Das Geschäftmäßtigte aber war, daß das aufgeweckte Mädel, die Iris, ihm erst ein Bild aufsetzen mußte... Na warte, Henner, mein Junge, du sollst was erleben! — Es konnte aber fürs erste nicht schaden, wenn er die peinliche Angelegenheit mit seinem Freunde Christian Hebbendorf durchsprach. Der kam überall herum und war über alle Umstände der näheren Umgebung so ziemlich unterrichtet.

So fuhr er am Abend dieses Tages August Hoym nach Bürigebiel hinüber; wo Christian Hebbendorf auf dem kleinen Vorwerk saß. Das eigentliche Gut bewirtschaftete sein Sohn. Der alte Hebbendorf aber hatte sich noch nicht ganz zur Ruhe setzen wollen und war mit seiner alten Wirtshausfrau aufs Vorwerk Bürigebiel gezogen. Dort schmäule er mit den Leuten herum, die ihm das aber nicht fr黨m nahmen, denn sie kannten ihn und liebten ihn gerade deswegen.

Hatte er ihnen doch gezeigt, daß er ein Herz für seine Leute behält. Er sorgte für reichliches und nahrhaftes Essen und zahle gern auch mal ein paar Mark drauf, wenn er mit den Arbeitsleistungen besonders zufrieden gewesen war. Man kann für ihn durchaus Feuer.

Als Tante Monika erfuhr, wohin ihr Ehegespann sich des Abends aufzumachen gedachte, sagte sie wütend:

„Wir warten auf dich. So spät wird es wohl nicht werden.“

„Na, so bis elf kann es immerhin dauern,“ meinte er nehmlich.

„Schön, dann... also um elf“, legte Tante Monika unmissig und aus guten Gründen gleich einen Termin fest. Sie kannte doch ihre Bäppenheimer. Gerade in diesem Falle kannte sie sich genau aus. Denn der alte Hebbendorf sprach wahrschien einen berühmt guten Tropfen in seinem Keller.

Also wohlvernehmt fuhr August Hoym los. Er lag in dem Wagen bewußt zurückgelehnt und sah traumwandlerisch an seiner Jagd.

Und in dieser geräuschauselnden Stellung, während der Wagen gemächlich dahingezuliefert wurde, wurde ihm plötzlich klar, daß er mit seinen bisherigen Heiratsplänen ein ausgemachtes Kamel gewesen sei. Warum war er eigentlich nicht auf Christians Sohn Otto verlobt? Das wäre für Iris bestimmt der rechte Geschäft und außerdem war er auch ein hübscher Kerl. Und heiraten mußte sie doch einmal. Dann bitter schon bald; er wollte selber gern noch ein bisschen von ihrem Glück sehen, und vielleicht stellten sich rechtzeitig Kinderchen ein. Ein, zwei

wilde Jungen und ein paar liebe hübsche Mädelchen. Gott noch mal, war man alt, so sah man erst, wie finnlos und armfelig im Grunde ein Leben war, das einem tauben, unschätzbaren Gewächs gleich. Ja, und einzig darum war er so unbedingt darauf aus, daß Iris heiraten sollte. Er wollte sie in einer geschilderten und geplante Ehre glücklich wissen, bevor er einmal von dieser schönen Erde abtrat. Denn das Mädel soll sich ein Brachtferchen wie das war — das mußte doch einfach glücklich werden, etwas anderes gab es nicht, durfte es nicht geben. — Ob ihr wohl der Otto Hebbendorf glücklich? Könnte sie den nicht auch? Aber sie hatte doch alle jungen Männer, die ihr im Umkreis bekannt waren, mit einer abschließenden Feste als für ihre Schönheit reichlich untermischt. Also befand sich wahrscheinlich auch der rothaarige Otto darunter. Eigentlich schade. Aber auf wen nur wollte das vertrackte Mädel noch warten? So groß war die Aussicht gerade nicht. Durchaus nicht. Obwohl die beiden Güter Hoym und Wildenhausen schon ein gewaltiges Anziehungsvermögen entfaltet würden, wenn erst bekannt würde, daß Iris Hoym sich zu verheiraten wünschte, nein!“

Erschrocken dreht sich der Aufsichtsleiter Weitemüller um. Was gab es denn? Er war doch vielfach schuldig gefahren?

„Nimm man habe die Rose wieder nach vorn, ich habe dich nämlich gar nicht gemeint,“ ließ August Hoym sich verheißen, seinen Aufsichtsleiter zu beruhigen.

Der wandte das Gesicht wieder den Bäumen zu. Er fühlte sich gekränkt. Das war aber auch eine Art, einen anständigen Christenmenschen darzustellen zu erläutern! . . .

Da tanzte am Wege das Vorwerk Bürigebiel mit seinen rotlippigen Kochiegelbauten auf.

Friedlich lag das kleine Wohnhaus, das den breiten Hof seitlich begrenzte, in der Abendstille. Auf der von wilden Wein umrankten Veranda saß Christian Hebbendorf und las die Zeitung. Da er die Gewohnheit hatte, laut zu lesen, stand sein Großneffe unter der Veranda, ließ seine Tabakspeise qualmen und horchte auf diese Weise gleich die neuesten Berichte mit an. Zu Weihnachten war ihnen ein Radio in Aussicht gestellt worden. Da: alle Herr wollte es für die Leutestadt stilten. Aber da bis Weihnachten noch fast fünf Monate Zeit waren, so hörte eben der Großneffe auf diese Weise, was ihn zu wissen verlangte. Da der Herr auch eine lange Reise rückte, fiel der nicht gerade liebliche Knobelsdampf des Großneffen nicht weiter auf. Nur er und an Hob der Gutsbesitzer Christian Hoym und Schwester in die Luft. „Stinkt denn mein Tabak so infernalisch?“ murmelte er leicht verföhrt, las aber dann ruhig und laut weiter.

Drüben rollte soeben ein Gefährt zum Hoftor herein. Christian Hebbendorf blieb erstaunt auf. Der Wagenwagen war doch schon längst drinnen, wer kam denn da noch?

Er spähte scharf hinüber und erkannte die Wildenhausener Maleide. Mit einem freudig überraschten Gesicht sprang er in die Höhe, lebte sich aber gleich wieder, denn im